

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

N^o 75.

Donnerstag den 16. März.

1854.

Die Grünen.

(Schluß aus Nr. 69.)

Zur Erklärung für Europäer füge ich bei, daß es in Amerika vier Stufen des menschlichen Daseins giebt, welche in Betracht kommen. Die unterste derselben ist: „Er macht sein Leben“ — er verdient seinen Lebensunterhalt. — Hierauf folgt: „Er macht gut aus“ — er verdient etwas mehr. — Eine etwas erhöhte Abtheilung dieser Stufe ist: „Er ist gut ab,“ d. h. er hat schon gut ausgemacht. Man kann aber das Gutabsein nicht als besondere Stufe betrachten. — Dagegen wird eine höhere und sehr respectable Stufe mit den Worten ausgedrückt: „Er macht Geld.“ Das Respectabelste aber ist, wenn man sagen kann: „Der Mann ist so und so viel tausend Dollars werth.“

Woldemar war in Deutschland Demokrat und wünschte sich daher an die amerikanischen Demokraten anzuschließen. Er studirte deren Geschichte und Ansichten und fand nun den sonderbaren Widerspruch, daß bei weitem die Mehrzahl der amerikanischen Demokraten für Erhaltung der Sklaverei gestimmt waren und alles verwarfen, was gegen dieses Institut gerichtet war. Ein Theil der Demokraten war sogar fanatisch für die Sklaverei eingenommen und hielt sie für ein „göttliches“ Institut. Die Färbung dieser Demokraten war ausnehmend dem ähnlich, was er in Deutschland als äußerst reactionär zu bezeichnen gewohnt war, nur noch etwas schärfer. Er hörte, daß mancher plantagenbesitzende oder nur sklavenhaltende Demokrat in die größte Wuth gerathen könne und sein historisches Recht für gefährdet halte, wenn man nicht zugeben wolle, daß er seine Neger todts oder wenigstens halb todts peitschen könne. Dennoch gehörten diese Aristokraten zu den rechtgläubigsten Demokraten. Woldemar konnte sich das nicht zusammenreimen, da er die Demokratie vorzugsweise für eine befreiende Richtung hielt. Woldemar suchte bei Mr. Kranich eine Erklärung dieser Widersprüche, da derselbe für einen Demokraten von reinstem Wasser galt.

Mr. Kranich sagte: „Sie wissen nicht, was Demokratie ist. — Ohne Sklaverei keine Union, ohne Union keine Demokratie. — Sie sehen also, daß die Sklaverei zur Demokratie gehört wie der Hopfen zum Biere. — Aber Sie sind noch zu grün, um das zu begreifen.“

In der That begriff es auch Woldemar nicht. Er suchte also anderwärts eine Lösung dieser beunruhigenden Widersprüche und glaubte in Kurzem Demokraten gefunden zu haben, die mehr nach seinem Geschmacke waren. Ein junger Deutscher führte ihn in die Gesellschaft der „freien Bürger.“ Dieselben bestanden aus Leuten der neuern Einwanderung. In der Sitzung, welcher Woldemar beiwohnte, sprachen einige „freie Bürger“ mit leidlicher Fertigkeit, andere erträglich, wenn auch nicht geläufig. Was aber Woldemar besonders gefiel, war, daß der Inhalt und Ideengang dem ähnlich war, den er von Deutschland her kannte. Es wehte ihn eine heimatliche Luft an, während er in Mr. Kranich eine gewisse herbe Beimischung fremder Elemente fühlte, welche mehr die Irritation eines europäischen Kopfes als ein wirklich amerikanisches Wesen verrieth.

In der Gesellschaft der „freien Bürger“ berieth man gerade Beschlüsse, wie es nun in Amerika werden sollte. Die Sklaverei ward verabscheut und sollte abgeschafft werden; alle Menschen sollten gleich und die Constitution eine Wahrheit sein. Jedermann sollte eine Heimath haben und die Erde, nämlich Grund und Boden, so gemeinschaftlich sein, als Luft und Sonne u. s. w. Alles

das hatte Woldemars Beifall, bis zuletzt ein Manifest vorgelesen ward, in welchem die Annexion Europa's an Amerika als die Lösung aller Wirren proclamirt ward, welche die Welt beunruhigten. Woldemar wollte seinen Ohren nicht trauen, aber er bekam das Manifest in die Hände, es war deutlich gedruckt in einer deutschamerikanischen Zeitung. Woldemar kam dieses Manifest etwas befremdend vor und er machte einem Mitgliede der Gesellschaft einige Einwendungen, wobei er sich auf Nachrichten über die militairischen Mittel des Landes berief. — „Wo haben Sie das her?“ fragte der „freie Bürger.“ — Woldemar nannte ihm zwei Landsleute, welche ganz verständige Männer zu sein schienen. — „Glauben Sie diesen Leuten ist,“ sagte der „freie Bürger“, die werden von der — ischen Regierung bezahlt.“ — Die — ische Regierung gilt nämlich in Amerika für sehr freigebig, besonders auch, wo nichts zu spioniren ist. Bei den „freien Bürgern“ galt übrigens die Ueberlegenheit Amerika's und die weltbefreiende Macht der Vereinigten Staaten für einen Glaubensartikel.

Trotz jenes Manifestes fühlte sich Woldemar doch zu den „freien Bürgern“ hingezogen, denn sie stimmten in so vielen Punkten mit seinen Ansichten überein. Woldemar glaubt, die Gesellschaft der „freien Bürger“ müsse einen mächtigen reformatorischen Einfluß ausüben, da sie hier ungehemmt ihre Wirksamkeit entfalten kann.

Woldemar war sehr erstaunt, das Gegentheil davon zu hören. Am Tage darauf erzählte er nämlich einem Deutschen, den wir Arnold nennen wollen, was er bei den „freien Bürgern“ gehört und was beschlossen worden.

„Das ist alles ganz gut,“ antwortet Arnold, „aber die „freien Bürger“ sind weder Bürger dieses Landes, noch haben sie Ansehen oder Einfluß. Was sie beschließen, ist daher sehr gleichgültig und gilt nichts. Von den Amerikanern sind sie schwerlich gekannt und noch weniger beachtet.“

Woldemar wollte Anfangs nicht glauben, daß den „freien Bürgern“ ihre enthusiastische Verehrung Amerika's so schlecht vergolten werde; indes bestätigten mehrere Landsleute, was Arnold gesagt hatte.

Dennoch konnte sich Woldemar nicht enthalten, von den „freien Bürgern“ zu sprechen, als er das nächste Mal mit Mr. Kranich zusammenkam, in der Hoffnung, Mr. Kranich werde wenigstens deren unbedingte Verehrung Amerika's anerkennen. Mr. Kranich ließ sich aber darauf gar nicht ein, sondern nannte die „freien Bürger“ Grünhörner und Menschen, welche ihr Leben nicht machen könnten und niemals gut ausmachen würden. Mr. Kranich bezeugte sich überhaupt sehr aufgebracht über die „freien Bürger“ und sagte, daß sie hier gar nichts gelten könnten und unter den Demokraten die größten Feinde hätten. — Als Woldemar bemerkte, dasselbe sei ihm auch von Arnold gesagt worden, sprach Mr. Kranich von letzterem nicht besser als von den „freien Bürgern“ und fügte bei: Arnold sei noch viel zu grün, um über Amerika etwas zu wissen, obgleich Arnold bereits vier Jahre in der „Mutterrepublik“ war. „Ueberhaupt,“ fuhr Mr. Kranich fort, „weshalb bekümmern Sie sich um Politik, da es nicht Ihr Business ist? Geld machen können Sie nicht damit, denn Sie gelten hier nichts und sind noch zu grün. Ueberlassen Sie doch die Politik den Politikern von Profession, die smart (gerieben) genug sind, damit Geld zu machen. Die Politiker werden schon das Ticket (den Wahlzettel) zu Stande bringen und drucken lassen. Ich habe mich niemals um Politik sonderlich bekümmert, aber so lange ich Bürger bin, habe ich regelmäßig für das demokratische Ticket gestimmt. Politik ist mein Business nicht, ich habe aber immer gut ausgemacht.“

Was Woldemar von dem Mangel an Ansehen und Einfluß der